

3 2007

der architekt

Bund Deutscher Architekten BDA

Bewährungsproben

Wohntypen im Dauertest

Herman Hertzberger,
Diagoon-Häuser,
Delft, 1967-1971

Fotos:
Rainer Schützeichel

Rainer Schützeichel

Zeitfenster



Herman Hertzberger: Diagoon-Häuser, Delft, 1967-1971

Herman Hertzberger entwarf mit den Diagoon-Häusern im niederländischen Delft eine Alternative zu standardisierten Wohnvorstellungen: Der Architekt überließ den Bewohnern „unfertige“ Rohlinge, die individuelle Erweiterungen zuließen und forderten. Rainer Schützeichel beleuchtet die Leitgedanken dieses prototypischen Entwurfs, um darin die Abhängigkeiten von architektonischer und gesellschaftlicher

Formulierung aufzuzeigen. Eine Idee bedarf zuerst der Akzeptanz, um im Kleid der Architektur soziale Prozesse zu beeinflussen – in Delft haben sich die meisten Bewohner von den optimistischen Grundannahmen distanziert.

Als Vertreter einer strukturalistischen Entwurfshaltung betont Herman Hertzberger den Unterschied zwischen der Kompetenz, dem Deutungspotential einer Form und ihrer Performanz, also ihrer situations- und zeitbedingten Interpretation. Eine Form oder Struktur ordnet sich so dem durch sie repräsentierten Inhalt unter, denn wandelbare Bedürfnisse können nicht programmiert werden, vielmehr müssen individuelle Aneignung und auch Veränderung möglich sein. Der Architekt habe nun die Aufgabe, menschliches Leben einzuräumen, und zwar in einem gesellschaftlichen Kontext: „Architecture is a means to fight loneliness.“¹ Die Diagoon-Häuser stellen einen Versuch dar, diese Forderungen an Architektur in einem flexiblen Rahmenwerk umzusetzen.

Vorschläge und Assoziationen

Herman Hertzberger realisierte zwischen 1967 und 1970 mit den Diagoon-Häusern in Delft Prototypen als Alternative zu einer stereotypen Wohnhausarchitektur, die Funktionen im Grundriß starr umschrieb und festlegte. Diese sei „nach wie vor die verallgemeinerte Interpretation einiger weniger von dem, was angeblich viele wünschen.“² Dem stellte Hertzberger die eigenverantwortliche Fertigstellung der von ihm errichteten Häuser durch die jeweiligen Bewohner gegenüber: Da er als Architekt keine individuellen Bedürfnisse vorwegnehmen und daher auch nicht bedienen könne, überließ er es den Bewohnern, ihre gewissermaßen unfertigen Häuser nach eigenen Vorstellungen zu vollenden. Hertzberger bot ihnen ein grundle-

Zur Grundsatzfrage, ob die dennoch auch in Bremen erreichten Freiheiten sich noch dem Alltagsblick des Nutzers mitteilen, läßt sich mit Mies anführen, daß, wenn auch das Richtige nicht bemerkt werde, dessen Abwesenheit immer spürbar bleibe. Auch für Aaltos Bremer Werk gilt dies in vielfältigster Weise, wie immer bis in unzählige Details. So erscheint hier jede Maßnahme, die eine unaufdringlich leichte Abweichung vom damals längst dominanten Bauwirtschaftsfunktionalismus erkennen läßt, spätestens mit der Vorstellung ihres Verzichts als unverzichtbar. Im Flurbereich ist dessen Aufweitung zu nennen, der leichte Diagonalbezug des Gemeinschaftsraums, beider Außenbezug und die nischenartigen Eingänge zu den Wohnungen auch dort, wo sie wie am Südecke keinen Vorplatz bilden können. In der Hauptansicht nach Südwest ist es vor allem der kleine Versatz, mit dem die Brüstungen über die Loggien geführt sind, weiter deren Spiegelung um die Vertikale am Rücksprung der Doppelkurve. Auch alle übrigen Öffnungen erscheinen, bei je merklich individuellem Anschluß ans Äußere, von dort in bildnerischem Zusammenhang aufgehoben.

Die Bewohner haben auf ihrem täglichen Heimweg wohl weniger Anlaß zu solcher Betrachtung, zumal sie überhaupt in der Annäherung erheblich erschwert ist, nachdem ein riesiges Einkaufszentrum seit sieben Jahren das Haus zur Hälfte verdeckt; auch muß man es durchqueren, will man auf direktem Weg nach Hause.

Innenansichten

Von dort führt der Blick zurück auf das riesige Parkdeck der Mall. Frau Nordhold, Mieterin einer Südwohnung in der zwanzigsten Etage, genießt deshalb vor allem den Ausblick auf die Fontäne im See des Parks, den ihr

kleines Küchenfenster bietet. Sie lebt, nach vielen berufsbedingten Umzügen, seit zwei Jahrzehnten hier; ausgesprochen gern, wie sie glaubhaft versichert. Ihre reich bestückte Einrichtung ist um die Modernität der Umhüllung recht unbekümmert. Als mir beim Eintritt ein Lüster entgegenbaumelt, ist die Überraschung nicht gering. Frau Nordhold jedenfalls konnte hier viel unterbringen, etwa einen fast vier Meter langen Schrank an der nördlichen Trennwand – zwölf Meter, sagt sie, habe man hier dafür zur Verfügung, und: wo gibt es das schon. Ihre Einrichtung ändere sie beständig. Nicht aber aus Ungenügen an der Wohnung, sie war *Special Service Assessor* bei Guerlain, wäre aber auch gern Innenarchitektin geworden. Wirklich einmalig ist ihre Visitenkarte – bedruckt mit einem Foto des *Aalto-Hauses*. So läßt sich ihr zur Wohnung auch kaum Nachteiliges entlocken; gab es ein Problem, wußte sie Abhilfe. Ihre Loggia etwa hat einen Windschutz aus jenem Plexiglas, das man für Flugzeugkanzeln verwendet, alles andere läuft an. Über dem Fußende des Bettes hat sie ein Bastelbrett montiert, was auf Platzmangel deutet; solchen aber moniert sie nicht, höchstens, daß man häufig aufräumen müsse. Zum Gemeinschaftsraum direkt vor ihrer Tür befragt, berichtet sie, daß er nach einem einzigen, vergeblichen Versuch eines bemühten Nachbarn nie genutzt wurde. Im ganzen Haus ist das der Fall. Nachbarlichen Kontakt hat sie zu einer einzigen Person, einer ehemaligen Kundin, die sie hier zufällig wiedertraf. Die oft beklagte Anonymität der Wohnform Hochhaus wird hier allgemein als Preis der Sicherheit betrachtet; die wichtigste der wenigen baulichen Änderungen, die man dem seit 1996 denkmalgeschützten Haus zufügte, ist auch die unauffälligste: jede Etage erhielt eine abschließbare Tür zum Treppenhaus, nachdem zuletzt Obdachlose die soziale Bestimmung der Gemeinschaftsräume erkannt hatten. Seitdem residiert auch eine Concierge in der Eingangshalle.

Nach dem offiziell arrangierten Besuch treffe ich dort auf einen Mann, der mir spontan die Besichtigung seiner Wohnung anbietet. Er lebt in einer der Einzimmerwohnungen, die den Hauptanteil des Hauses ausmachen, und hier ist es wirklich eng. In den Abstellraum, den er durchaus ökonomisch einrichtete, muß man sich mühsam hineinwinden, wie man auch den Kühlschrank nicht öffnen kann, ohne den Arm am Wäschetrockner vorbeizuquetschen. Dieser Mann, einst erfolgreicher Unternehmer, kam nach dem Verlust einer Millioneninvestition hierher. Er beklagt sich nicht, übersieht nicht die Vorzüge des Hauses und auch die der Umgebung; alt werden will er hier nicht. Er fürchte, einmal zu enden wie die alkoholisierten Eilendsgestalten, mit denen er bisweilen im Fahrstuhl nach unten fährt. So sei hier schließlich, diesseits aller Dialektik, die sich seit Benjamin mit dem ungeklärten Verhältnis architektonischer Absicht und der Unberechenbarkeit ihrer Wirkung befaßt, an ein schlicht monumentales Wort Jean Nouvels gemahnt: Eine schöne Wohnung ist eine große Wohnung.

Dipl.-Ing. Heinrich Wähning studierte Architektur in Braunschweig und lebt als freier Autor und Architekt in Hamburg.